



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lang, Wilhelm: Savonarola. II.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

verdient auch der grade jetzt wieder so wichtig werdende Gegensatz zwischen Oestreich und Rußland, welcher wohl zeitweise durch den Kampf gegen Napoleon oder die Revolution übertüncht werden konnte, aber in den Verhältnissen zu tief begründet war um nicht immer wieder hervor zu treten. Schon seit 1804 ward Genz nicht müde, auf die drohende Gefahr des Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland hinzuweisen. Unablässig wiederholte er, daß nur ein Bündniß zwischen Oestreich und Preußen diesem Unheil begegnen könne, daß allein diese beiden Mächte in ihrer Vereinigung der Welt ihre Ruhe wiedergeben könnten.

---

### Savonarola.

Geschichte Girolamo Savonarola's von Pasquale Villari, deutsch von M. Benschek. Leipzig, Brockhaus 1868.

#### II.

Als der 30jährige Dominicaner auf Befehl seiner Oberen zum ersten Mal nach Florenz kam, war er Allem, was ihn hier umgab, so völlig fremd, daß schlechterdings keine Anknüpfungspunkte für irgend eine Wirksamkeit vorhanden schienen. Ein religiöser Schwärmer, den der Anblick der zeitgenössischen Gräuel in die Klosterzelle trieb, wo Thomas von Aquino und Aristoteles seine Lehrer sind, der aber zugleich den Drang in sich nicht bemeistern kann, den Eifer für die Erneuerung der Sitten, der in ihm brennt, auch in Anderen zu wecken, mußte den Florentinern Lorenzo's des Prächtigen etwas Unverständliches sein, eine Curiosität, ein Gegenstand des Spottes. Es überrascht uns nicht, wenn wir lesen, daß Savonarola's Predigten, die mehr Eifer als Kunst verriethen, nicht den mindesten Eindruck hervorbrachten. Die Folge davon war aber nicht Entmuthigung und gänzliche Flucht aus der Welt, sondern eine nur um so gewaltigere Steigerung des Glaubens an seinen Beruf. Der Gleichgiltigkeit gegenüber dringt er nur um so tiefer in das eigene Innere, am Widerstand entwickelt sich die mystische Anlage seines Wesens zu einer alle anderen Geisteskräfte beherrschenden Stärke. Dem Flug seiner Einbildungskraft folgend, der das Studium der alttestamentlichen Propheten stets neue Nahrung zuführt, achtet er kein Hinderniß, Jahre lang übt er sich als Prediger in verschiedenen Orten Oberitaliens, und wenn er nun nach Florenz zurückkehrt, so hat er inzwischen nicht nur

Factor sein ganzes Dasein: der Kampf gegen die Revolution, den er mit solcher Hingebung und Energie geführt hat, daß er nicht mit Unrecht die fünfte der gegen Napoleon verbündeten Mächte genannt wurde. Vom preussischen in den österreichischen Dienst getreten, war Genz weder Preusse, noch ward er Oesterreicher, er empfand sich auch niemals als Deutscher, sondern stand auf dem europäischen Standpunkt, er betrachtete sich als ein Werkzeug der Geschichte zur Bekämpfung der Revolution in ihren verschiedenen Phasen. Als der Kampf beendet war, fühlte er sich selbst ohne Ziel und verfiel er einer geistlosen Vertheidigung alles Alten; nur die neue Bedrohung des europäischen Gleichgewichts, welche Rußland unter der Maske des Philhellenismus ins Werk setzte, konnte ihn vorübergehend aus seiner Lethargie aufrütteln. Dieser Mangel an positiver schöpferischer Staatskunst war der Grund weshalb Genz nicht ein großer Minister ward. Seine sybaritische Genußsucht, welche ihn in ewiger Geldverlegenheit erhielt, erklärt weshalb er nicht ein Mal eine große diplomatische Stellung einnahm. Allerdings hat Genz sich nie in dem Sinne bestechen lassen, daß er gegen seine Ueberzeugung auch nur eine Zeile geschrieben hätte, aber er nahm von fremden Regierungen wie von Privatleuten Geld dafür, daß er seine Ueberzeugung aussprach und für sie kämpfte. „Hätte ihm“ sagt Perthes mit Recht, „ein seinem großen politischen Berufe entsprechendes Maß sittlichen Ernstes und geistiger Tiefe innegewohnt, so würde er für alle Zeiten unter den Ersten und Größten, die aus dem deutschen Volke hervorgegangen sind, zählen; er war kein kleinerer Mensch als Millionen Andere, aber seine Kleinheit tritt seinen großen Gaben gegenüber in ein grelleres Licht.“

Über auch so noch blieb er einer der bedeutendsten Menschen seiner Zeit und trug seine Vollmacht, auf ihre Geschichte einzuwirken, in sich selbst: „Während Stein und Niebuhr durch ihre sittliche Größe jeden politischen Schritt den sie thaten adelten, ward umgekehrt in Genz der ganze Mensch durch die ihm innewohnende politische Kraft weit hinaus über sich selbst gehoben.“ Eine Fülle gründlicher Kenntnisse stand ihm jederzeit zu Gebote, er handhabte mit gleicher Meisterschaft seine Muttersprache wie die französische und englische; eine unbegrenzte Arbeitskraft wußte er sich neben allen Ausschweifungen zu erhalten, nie verließ ihn die politische Ruhe, noch der politische Muth, unablässig strebte er, die Zögernden vorwärts zu treiben, die Schwankenden zu stärken, kleine Differenzen unter den gemeinsamen Gegnern des einen großen Feindes zu beseitigen und er verfolgte die Abtrünnigen mit jenem unerbittlichen Hasse, von dem sein berühmter Absagebrief an Johannes von Müller das beredteste Zeugniß bleiben wird.

Perthes hat zum ersten Mal ein Bild des Kreises gezeichnet, dessen Mittelpunkt während des Kampfes gegen Napoleon Genz war. Der englische Ge-

sagen, weiß ich doch selbst nicht, ob ich mein Stell' wieder krieg!" Ein solcher Fürst konnte nur durch Zwang in liberalen Bahnen erhalten werden, wie er nur durch Zwang in sie gedrängt war. Dieser dauernde Zwang fehlte, die Regierungsüberlieferungen vieler Jahrhunderte standen dem neuen Leben entgegen, aus der Abhängigkeit von Grundherrschaft und Clerus war das Volk in die von der Regierung gefallen, die Fähigkeit sich ohne Befehl zurechtzufinden war ihm verloren gegangen, es war nicht im Stande selbständig zu handeln. Nur ein Staatsmann von Stein'scher Art hätte hier richtig eingreifen können, aber ein solcher war Stadion nicht, er war zu sehr Aristokrat und Diplomat. Als wirklich vornehmer Mann verachtete er zwar den Hofadel wie Stein, aber er sah nicht wie dieser, daß nur durch die Hebung der Volksmasse ein wirklicher Aufschwung des Staatslebens erzielt werden könne. Auch hatte er zu lange im Auslande gelebt, wohl seinen Blick erweitert, aber niemals eigentlich Oesterreichs innere Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt. Er wollte auf seine englischen Erfahrungen gestützt vor Allem freiere Entwicklung auf materiellem Gebiet, aber das neue Leben sollte sich doch nur innerhalb der bestehenden Formen bewegen, nicht einmal einen Versuch zur Umgestaltung der hergebrachten Regierungsform machte er. Es blieben die Zusammenhangslosigkeit und die nahe Umgrenzung der höchsten Hofstellen, die Unselbständigkeit und der Mechanismus der Landesstellen. Die Landtage verharrten in ihrer Unbedeutendheit, die Gemeinden wurden nicht reformirt, die Finanzen nicht geordnet. Und doch lag es am Tage, daß innerhalb dieser verknöcherten Formen das neue Leben nicht gedeihen konnte, entweder mußte es dieselben sprengen, wenn es dazu eigene Kraft hatte, oder die Regierung mußte es wieder unterdrücken. Wäre der neue Kampf gegen Napoleon, auf den Alles berechnet war, glücklich ausgefallen, so wäre vielleicht die erste Alternative eingetreten, aber der Ausgang war unglücklich. Die Geister, welche man beschworen, hatten nicht geholfen, so suchte man sie zu bannen; Oesterreich schloß sich fortan bis auf unsere Tage wieder gegen Deutschland ab, blieb aber in dem großen Kampf gegen Napoleon passiv, bis Preußen und Rußland die entscheidendsten Siege erfochten hatten.

Wir schließen hier diese Besprechung des Perthes'schen Buches. Man muß es eben selbst lesen, um richtig zu schätzen, was daraus zu lernen ist, namentlich auch über die militärische Seite. Mack, der wider seinen Willen an die Spitze der Armee gestellt ward, weil er als guter Organisator galt, erinnert an Benedek's Schicksal. Daneben das merkwürdige Erzherzogpaar, Karl und Johann, Ersterer „der geographische Feldherr“, wie Clausewitz ihn nennt, Letzterer voll feurigen Aufschwungs, aber unter dem Druck des Systems, überwacht von den „Spüregeln“ seines kaiserlichen Bruders, selbst versteckt und argwöhnisch werdend. Besondere Beachtung

eine größere Kunst der Rede erworben, sondern er hat auch das Mittel gefunden, ein gleichgiltiges, verderbtes Geschlecht an seine Rede zu fesseln. Er kommt als Prophet wieder. Wie sonst erhebt er den Ruf zur Buße, aber er weiß ihm jetzt ganz anderen Nachdruck zu geben, indem er der Phantasie seiner Zuhörer die Dinge vor Augen rückt, die unmittelbar über sie hereinbrechen werden. Er weiß, daß ihm besondere übernatürliche Gaben verliehen sind, in schrecklichen Traumgesichten redet die Gottheit zu ihm und diese Gesichte wirft er mit furchtbarer Deutlichkeit ausgemalt unter die entsetzte Menge.

Und dies war allerdings ein Mittel, auch den Spott der Florentiner zu überwinden. Denn eng mit dem herrschenden Heidenthum hing zugleich jene abergläubische Furcht zusammen, die wie eine unheimliche Wolke über der Festfreude der Medicäerstadt schwebte. Das war die Rehrseite der humanistischen Aufklärung, die sich so sicher auf Platon und Aristoteles gegründet wähnte. Die Gebildetsten glaubten an Geister und Traumgesichte, an den Einfluß der Gestirne, an die verborgenen Kräfte der Steine und der Thiere. Ein Vorgefühl großer Veränderungen und schwerer Unglücksfälle hatte sich verbreitet, Prophezeiungen waren im Umlauf, daß der Religion selbst eine große Umwandlung bevorstehe. Auf diesem Boden fanden sich die Anknüpfungspunkte für die Predigt des Dominicaners. Alle Geschichtschreiber bezeugen, daß es die Ankündigung der furchtbaren Strafgerichte Gottes war, was dem Prediger Ruf, Zulauf und schließlich enthuftastische Verehrung verschaffte. Damit war der ganze Charakter seiner Predigt, vielleicht sein Schicksal entschieden.

In den Fastenpredigten zu San Geminiano hatte er zuerst seine berühmten drei Sätze verkündigt: die Kirche wird gezüchtigt werden — dann erneuert — und dies wird bald geschehen. Das bildet von nun an den Kern seiner Predigt, das Ziel seiner krausen, mystischen oder allegorischen Bibelauslegung. Seine höchste Beredsamkeit entfaltet sich, wenn er den Zuhörern vorhält, daß das Strafgericht nahe sei, und indem er seine Gesichte auslegt, treten die Schicksale, die er ankündigt, in deutliche, greifbare Scenen auseinander, er prophezeit nicht bloß allgemein die Katastrophe, sondern, indem er sie ausmalt, prophezeit er Dieses und Jenes. Den Tod Lorenzo's kündigt er an, den Tod des Papstes, den Tod des Königs von Neapel, kurz bevor diese Ereignisse wirklich nach einander eintreffen. Schon bildet sich eine Partei um den Mann, der so kundig der Zukunft ist, eine Partei mit entschlossenen demokratischen Grundsätzen, und nun tritt infolge des Todes Lorenzo's rasch eine Wendung in Italien ein, welche das Gefühl der Unsicherheit, die Ahnung kommenden Unheils aufs Aeußerste steigert. Die Verderbtheit des Volks und der Kirche sind so groß, daß das Gericht unmittelbar sein muß. Eine dunkle Angst bemächtigt sich der Geister und zwingt sie, eng an den

Mann sich zu schließen, der wie ein sicherer Gebieter in dieser allgemeinen Unsicherheit der Dinge steht. Und schon naht auch der Ketter, der nach dem Gericht die Kirche aus ihrem Fall erheben wird. Schon ist der neue Cyrus im Anmarsch, der Italien als Sieger durchziehen wird, ohne auf Widerstand zu stoßen. Es war in den Fasten 1494, als er den neuen Cyrus zuerst ankündigte, und er fuhr mit dieser Ankündigung fort, indem er im September dieses Jahrs seine Predigten über die Arche Noah's begann. Wie er nun aber am 21. September wieder auf der Kanzel steht und mit gewaltiger Betonung die Worte wiederholt: „Siehe, ich will eine Wasserfluth kommen lassen über die Erde“, da war die Wirkung eine ganz erschütternde, den Zuhörern sträubten sich die Haare, ein Schauder ging durch alle Gemüther; denn eben in diesen Tagen war die Kunde nach Florenz gekommen, daß ein fremdes Heer, von einem jugendlichen König geführt, über die Alpen gezogen sei und sich in unzählbaren Schaaren über Italiens Gefilde wälze. Savonarola hatte den Sturm vorausgesagt, er mußte ihn auch beschwören können. Aengstlich richteten sich alle Blicke auf den Propheten, an ihn wandten sich die Staatsmänner um Rath, der Mönch war eine politische Persönlichkeit geworden.

Es waren gemischte Empfindungen, mit welchen man in Florenz der Ankunft Karl's VIII. entgegensah. Pietro von Medici, Lorenzo's verhaßter Sohn, stand auf Seite Neapels, das der französische König zu erobern gedachte; man mußte sich also auf einen feindlichen Durchzug gefaßt machen. Allein die Bevölkerung der Stadt war dem König entschieden günstig gesinnt. Das guelfische Florenz hatte immer zu Frankreich gehalten; man hoffte jetzt mit seiner Hilfe das Joch des verhaßten Pietro abschütteln zu können und Savonarola hatte diese günstige Stimmung genährt, indem er ihn im Voraus ankündigte und anrief, als Erneuerer der Kirche von den Alpen herabzusteigen. Von diesen Hoffnungen, die sich an das Kommen der Franzosen knüpften, ging die eine in Erfüllung: Florenz erlangte seine Freiheit wieder. Allein auch an der anderen Hoffnung, daß Karl's Schwert die Kirche erneuern werde, hielt Savonarola seltsamer Weise noch lange fest. Karl selbst, dieser schwache, unbeständige, aber ehrgeizige Fürst war durch Savonarola's Anreden und Predigten so berückt, daß er selbst eine Zeitlang sich als ein Werkzeug der Vorsehung vorkam und seinen abenteuerlichen Kriegszug als eine göttliche Mission betrachtete.

Nicht das erste Mal war es, daß der Alpenübergang eines französischen Heeres auf lange Zeiten das Schicksal der Halbinsel bestimmte. Zwei Jahrhunderte zuvor war jener andere Karl gekommen, vom Papst mit dem Königreich Sicilien belehnt, zum ersten Mal jene Ansprüche erhebend, welche eben jetzt Karl VIII. erneuerte. Auch damals hatte es geheißen, es gelte einen

Kreuzzug gegen die Ungläubigen, zu welchem die Eroberung Neapels nur der erste Schritt sei. Auch damals hatten die Welfen von Florenz dem fremden Fürsten entgegengefaucht und das Heer der provençalischen Ritter verstärkt. Innere Parteisucht bereitere dem Tyrannen den Weg, den der Papst gerufen hatte, um das nationalitalienische Königthum, zu dessen Träger sich Manfred gemacht und von welchem das Papstthum den eigenen Untergang ahnte, zu vernichten. Wie eine erste Warnung an die Völker Italiens war jener Zug Karl's von Anjou gewesen. Allein seitdem waren durch die unaufhörlichen Fehden die Kräfte Italiens so gänzlich erschöpft, daß Niemand an ernstlichen Widerstand gegen das kopflose Unternehmen Karl's dachte, und so völlig erloschen war das Nationalgefühl, daß man, und nicht bloß in Florenz, dem fremden Eroberer als einem Befreier des Volks entgegenjubelte. Es war wohl allgemein ein Gefühl von entsetzlichen Leiden, die bevorständen, vorhanden, aber Niemand schien zu ahnen, daß eben mit dem Zug König Karl's jene lange Kette unheilvoller Ereignisse begann, welche von da an für lange Zeiten das politische Leben Italiens vernichteten. Jede Provinz, jede Stadt, jede Familie dachte nur an sich, nirgends ein Gedanke an das gemeinsame Vaterland. Die Volkspartei in Florenz war kurzfristig genug, sich unter einer neuen republicanischen Verfassung geborgen zu glauben, als ob das vereinzelte Gemeinwesen, wie immer seine Verfassung war, nicht nothwendig hätte in die Kämpfe hineingerissen werden müssen, in denen es sich um die Herrschaft der ganzen Halbinsel handelte.

Die Sympathien der Florentiner für Karl kühlten sich freilich in Bälde ab, als man erfuhr, daß er Verhandlungen mit dem vertriebenen Pietro pflog und die Empörung Pisas gegen Florenz begünstigte, woraus jener lange unheilvolle Krieg zwischen den zwei Schwesterrepubliken sich entspann. Das wurde nicht besser, als die Franzosen in Florenz einzogen und man ihren Uebermuth und ihre Habsucht in der Nähe kennen lernte. Aber bei allem Mißtrauen lag den Florentinern viel an der Freundschaft des Königs und sie erkauften dieselbe theuer genug durch den Vertrag, der erst nach langen Verhandlungen zu Stande kam und welcher dem König den Titel „Wiederhersteller und Beschützer der florentinischen Freiheit“ übertrug. Als der König endlich die Stadt verlassen hatte, auf die Aufforderung Savonarola's, keine Zeit für die Durchführung seiner göttlichen Sendung zu verlieren, herrschte die Volkspartei allein in der Stadt, und Savonarola war ihre Seele.

Es läßt sich in den Predigten Savonarola's verfolgen, wie — unter dem Zwang der Lage, die ihn gebieterisch zum ersten Berather des Volks machte, und in einer Zeit, da die Schwierigkeiten, eine neue Verfassung zu finden, unüberwindlich schienen — in die allgemeinen Ermahnungen zur

Buße, zu der Eintracht, zu den guten Werken der Liebe allmählig auch politische Rathschläge sich einmischen. Zuerst noch in ganz allgemeiner Weise. „Vor Allem“ ruft er den Florentinern zu, „machtet ein Gesetz, daß sich die Kaufläden wieder öffnen und dem Volk Arbeit gegeben werde.“ Und dann: „Der Herr will, daß ihr Alles erneuert, daß ihr alles Vergangene vernichtet, daß Nichts bleibe von den schlechten Gebräuchen, den schlechten Gesetzen und den schlechten Regierungen.“ Aber das unbedingte Vertrauen des Volks und die Rathlosigkeit der Gesetzgeber führen ihn weiter, auch in ihm wächst das Selbstvertrauen und es erscheint ihm, der es nie gesucht hat, Pflicht, sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen, „weil es für das Heil der Seelen nothwendig ist.“ In der Predigt vom 12. December 1494 geht er direct zur Politik über, er erörtert die verschiedenen Staatsformen und führt aus, daß für Florenz nur eine Republik auf breiter Grundlage passe. Ganz in der Weise jener älteren Mönche donnert er wider die Tyrannen, die Verderber ihrer eigenen Seele und der Seele des Volks. Florenz ist die auserwählte Stadt, von der die Reform Italiens und weiterhin der ganzen Welt ihren Ausgang nehmen wird. Aber nur dann, wenn die Herzen gereinigt und Gottes Gebote erfüllt werden, denn die Reform muß von den geistlichen Dingen ausgehen, alles weltliche Wohl muß dem moralischen und religiösen dienen, es gibt keine gute Verfassung, die nicht auf Gott selbst zurückgeführt wird. Schließlich empfiehlt er die Einsetzung eines großen Rathes nach Art des venetianischen, als Organ des allgemeinen Volkswillens, von dem alle Behörden zu ernennen, alle Gesetze zu bestätigen seien.

Wenn Savonarola eine möglichst demokratische Regierungsform wollte, so kam dies den Wünschen der Florentiner entgegen, welche Nichts mehr von der Medicäerherrschaft wissen wollten, und er blieb zugleich in den Traditionen der Bettelorden, welche, wesentlich ein demokratisches Institut, immer die Sache des Volks gegen die Tyrannen geführt hatten. Er selbst hatte von seiner Liebe zur Freiheit schon dem gefürchteten Lorenzo gegenüber, der ihm wohlwollend gesinnt war, Proben abgelegt. Nur durch die Demokratie schien ihm die Entwicklung jener Bürgertugenden, jenes Geistes hingebender Selbstverleugnung möglich, die ihm als das Ziel der Reform vorschwebte oder die er ein anderes Mal auch zur Vorbedingung derselben machte. Denn beides war ihm untrennbar verbunden. In den Predigten, die er nun in demselben Sinne fortsetzte, war er sich bewußt als Bote Gottes zu reden, er berief sich auf die Autorität, die er durch seine erfüllten Prophezeiungen sich erworben, nicht er war es, der diese Verfassung empfahl, sondern Gott selbst, der durch seinen Mund redete. So siegten die Vorschläge des Mönchs über die mehr aristokratischen Entwürfe der Staatsgelehrten. Seine Predigten in dieser Zeit sind der beste Commentar zu der damaligen Verfassungs-

geschichte von Florenz. Dieselben Motive, die er auf der Kanzel entwickelt, werden nachher mit denselben Worten in den Rathsverhandlungen wiederholt, Alles redet jetzt die Sprache Savonarola's, es wird kein neues Gesetz gegeben, ohne daß eine oder mehrere Predigten von ihm vorausgingen, welche dasselbe begründen: er ist die Seele des Volks, die Seele des Staats geworden.

Die Verfassung, die noch im December 1494 durch Savonarola's Autorität zum Stande kam, galt damals als die freisinnigste, die sich denken ließ, als die vollkommenste Verwirklichung der Freiheit. Heutzutage erscheint sie doch in einem andern Lichte. Das Consiglio maggiore, das nach dem Vorbild des venetianischen Consiglio grande eingesetzt wurde, beruhte zwar nicht wie in Venedig auf einer abgeschlossenen Geburtsaristokratie, denn diese existirte in Florenz nicht, aber es nahm doch keineswegs die Gesammtheit der Bürger daran Theil. Mitglieder desselben waren nur die sogenannten Benefiziati, die durch ein altes Gesetz Bevorrechteten, nämlich Diejenigen, welche die drei höchsten Aemter entweder factisch oder dem Namen nach bekleidet und das 29. Lebensjahr vollendet hatten. Das waren damals etwa 3000 unter den 90,000 Seelen der Stadt. Ausgeschlossen waren die Statuali, welche zu allen Aemtern berechtigt waren (und somit die Vorstufe zu den Benefiziati bildeten), dann die Aggravezzati, die Steuerzahlenden, welche nur das Privilegium Waffen zu tragen besaßen, ausgeschlossen endlich das politisch ganz rechtlose Proletariat. Dieser große Rath war der eigentliche Souverän der Stadt, er besetzte die alle zwei Monate wechselnde Signoria, aus seiner Mitte ging der Beirath der Achzig hervor, in seiner Hand ruhte die oberste Entscheidung über die Gesetze. Man sieht, es war in den politischen Rathschlägen des Mönchs durchaus nichts Utopistisches. Sie verriethen einen verständigen praktischen Sinn, wie ihn Savonarola auch in der Wiederherstellung des alten Handelsgerichts und in der Reform des Steuerwesens bewies. Er war es, der die Einführung einer gleichmäßigen Grundsteuer durchsetzte und den Unzufriedenen gegenüber, die auch hier nicht fehlten und von der Revolution Aufhebung aller Abgaben erwarteten, nachdrücklich die Pflicht des Bürgers, zur Erhaltung des Staats beizutragen, einschärfte. In einer Frage konnte er sogar mit seiner besonneneren Meinung nicht durchdringen, nämlich in der Justizreform. Unablässig hatte er darauf gedrungen, daß dem obersten Gericht für Staats- und Criminalverbrechen, den Otto di guardia e balia, eine Appellationsinstanz beigegeben werde, was bei dem bisher herrschenden Parteiuwesen dringend nothwendig schien. Allein er wollte, daß diese Appellation an einen aus dem großen Rath genommenen Ausschuss von 80 oder 100 Männern gewiesen werden solle, während in der verfassunggebenden Versammlung schließlich die Meinung siegte, daß diese Appellations-

instanz der große Rath selbst sein solle. Zu diesem Beschluß vereinigten sich bezeichnenderweise — ein übles Vorzeichen für die Zukunft — die Extremen der Volkspartei und die Optimatenpartei, letztere von der Berechnung geleitet, daß, wenn die Menge selbst zum Richter in den wichtigsten Processen eingesetzt werde, dies leicht Gelegenheit zu Unordnungen schaffen werde, aus welchen sie hoffen konnten, für einen Umsturz der Verfassung Nutzen zu ziehen. Man durfte dies als einen ersten Sieg der wider die Verfassung Verschworenen betrachten, die für jetzt noch auf diese versteckte Art des Kampfes angewiesen waren, deren planmäßige Agitationen aber doch schon von jetzt an sich verfolgen lassen.

Der Schlüsselstein der neuen Verfassung war die Abschaffung der Parlamente, welche, als die Uebertreibung des demokratischen Princips, stets die bequemste Handhabe für gewaltsame Umwälzungen abgegeben hatten. Das Parlament war nämlich eine Art von nichtorganisirtem allgemeinen Stimmrecht, die durch die große Glocke zusammengerufene tumultuarijsche Versammlung aller Bürger, welche unter dem Schein, der souveräne Meinungsaußdruck des ganzen Volks zu sein, von ehrgeizigen Usurpatoren als Mittel des Staatsstreichs gebraucht wurde. Nachdem die Verfassung gegründet war, konnte ein Parlament nur den Zweck haben, diese Verfassung umzustürzen. Sie schien für immer gesichert, wenn die Parlamente gesetzlich abgeschafft waren. Ohne Zweifel war es die Wahrnehmung, daß die Gegner der Republik bereits sich regten, was Savonarola bei der Betreibung dieses Gesetzes zu ganz besonderer Leidenschaft hinriß. Daß nun diese Verfassung die beste war, welche Florenz in den langen Jahren seiner stürmischen Geschichte sich zu geben mußte, daß unter ihr Freiheit und Friede am gesichertsten waren, ist das einstimmige Zeugniß aller großen Florentiner, die freilich in den Zeiten der bereits verlorenen Freiheit schrieben und denen das verlorene Gut um so kostbarer schien. Geschichtschreiber und Staatsrechtslehrer, wenn sie alle Verfassungsformen geprüft und die ganze Geschichte überdacht hatten, kamen immer wieder darauf zurück, daß es nichts Besseres gebe als den großen Rath und die Verfassung von 1494. Eine wahrhaft schwärmerische Verehrung umgab sie noch lange Jahre. Von Michel Angelo, der gleichfalls zur Volkspartei hielt und später, nach dem definitiven Fall der Republik, mit den florentinischen Ausgewanderten in Rom lebte, scherzten die Freunde, daß er gar nicht mehr aufhören könne, wenn er auf das Consiglio grande zu reden komme. Heute wird man, weniger überschwänglich, das Urtheil nur dahin abgeben können, daß diese Verfassung die beste war, so lange der Geist in der Bürgerschaft anhielt, welchen Savonarola zu wecken verstand. Aber er selbst sollte noch den Abfall erleben; auch hier zeigte sich, daß nie und nirgends die Form einer Verfassung hinreicht, die Freiheit zu sichern.

Von dem praktischen Geschick, mit welchem Savonarola unleugbar in der Verfassungsfrage eingriff, sticht nun seltsam der sonstige Inhalt seiner Predigt ab. Ihr visionärer Charakter steigert sich in einer Weise, daß der Redner völlig die Herrschaft über sich zu verlieren scheint. Anstatt über den Erfolg seines Werks irgend welche Befriedigung zu äußern, überläßt er sich vielmehr einer leidenschaftlichen Traurigkeit. Immer wieder kündigt er Gericht und Strafen an, Krieg und Zwietracht sieht er über Florenz hereinbrechen, und schon glaubt er die Axt auf sich selbst gezückt: mit merkwürdiger Bestimmtheit und Consequenz verkündigt er von da an seinen Märtyrertod. Auf seine Visionen gründet er die ganze Legitimation seines Berufs, mit allen Künsten eines in der Scholastik geschulten Sophisten beweist er die Wirklichkeit seiner Offenbarungen. Es steht ihm fest, daß er am Himmel das Schwert des Herrn gesehen. Ueber Rom und Jerusalem sieht er zwei Kreuze aufgerichtet. Er erzählt, wie er als Abgesandter der Florentiner bei Christus und bei der Jungfrau Maria erschien und berichtet über seine Audienzen wie ein Diplomat an seine Regierung berichtet. Er wiederholt die Worte, die er von Stimmen Unsichtbarer im Himmel vernommen, er hat keinen Traum, für den er nicht eine Bibelstelle kennt, keinen Einfall, den er nicht aus Thomas von Aquino zu belegen weiß, er ist der Slave seiner Träume.

Dieser prophetische, apokalyptische Charakter ist es nun vor Allem, dem seine Predigt ihren ungeheuren Erfolg verdankt. Dadurch gewann er die unbedingte Herrschaft über die Gemüther, die ihn nicht bloß zum politischen Rathgeber machte, sondern mit welcher er auch seine reformatorischen Ideen schien verwirklichen zu können. Seit den Fastenpredigten des Jahres 1495 tritt die Politik in seinen Predigten zurück. Ihr Thema wird die Sittenreform, und auch dieses Ziel scheint er zu erreichen. Unglaublich ist der Zulauf, den seine Predigten finden, der Dom selbst kann die Zuhörer nicht mehr fassen und die Begeisterung fängt nun wirklich an, sich in Handlungen umzusetzen. Florenz ist in kurzer Zeit wie vermandelt. Statt der zuchtlosen Carnevalsgesänge erfüllen heilige Lieder die Stadt. Die Frauen legen den Schmuck ab und kleiden sich einfach, die Kirchen füllen sich mit Betenden, selbst die ausgelassene Jugend besleißigt sich ehrbarer Sitten. Allein wie lange wird dieser gesteigerte Zustand der Frömmigkeit sich erhalten? Wird sich darauf ein dauerhaftes Gebäude begründen, wird nun von dieser Reform der Stadt Florenz die Reform Italiens und der ganzen Welt ihren Ausgang nehmen? Dieser Prophetismus war wie immer ein zweischneidiges Schwert. Er drang in die Herzen der Gläubigen, aber er war zugleich eine furchtbare Waffe in der Hand der Feinde. Es stand nicht lange an, so machte man den Träumer und Traumausleger lächerlich: von dieser Seite

scheint es den Gegnern am frühesten gelungen zu sein eine Bresche in die Popularität des Mönchs zu legen. Diese Gegner Savonarola's waren die sogenannten Arrabiati, in diesem Augenblick gefährlicher als die Anhänger der Medici, welche ihre Zeit abwarteten. Von den gleichzeitigen Schriftstellern werden diese Arrabiati als die aristokratische Partei geschildert, der es in erster Linie um den Sturz der Verfassung zu thun war und die nur deshalb ihre Polemik auf die Persönlichkeit des Reformators concentrirte, weil sie es noch nicht wagte, offen gegen die Verfassung Sturm zu laufen. Allein ihr späteres Benehmen scheint doch zu beweisen, daß ihnen der Sturz Savonarola's mehr am Herzen lag, als der Sturz der Verfassung, die sie unangetastet ließen. Sie arbeiten bei Moro und dem Papst an dem Sturz des verhassten Propheten, aber sobald sie ihr Ziel erreicht, sieht man sie im engsten Bündniß mit Savonarola's Partei gegen die Umtriebe der Medicäer Front machen. Es bestand zudem eine eigene Partei, die Bianchi, die aufrichtige Demokraten waren, denen aber die Einmischung des Mönchs in Staatsangelegenheiten widerstrebte. Sie scheinen sich bald mit den Arrabiati verschmolzen zu haben, und es ist gar nicht anders denkbar, als daß in Florenz trotz der scheinbaren Alleinherrschaft der Klosterpartei oder der Heuler und Vaterunserkäufer (Piagnoni und Masticapaternostri), wie sie von ihren Gegnern titulirt wurden, genug nüchterne Männer vorhanden waren, die von einer so gewaltsamen und vollends religiös gefärbten Aufregung der Leidenschaften Uebles für den Staat fürchteten. Es kam mehr als einmal vor, daß Savonarola auf der Kanzel in Santa Maria del fiore das Blut der Feinde der Verfassung verlangte.

Fanatische Wuthausbrüche dieser Art sind freilich nicht die Regel. Sonst ermahnt die Predigt Savonarola's immer und immer wieder die Bürger zum Frieden und zur Eintracht. Dieser Widerspruch war ihm gerade so unbewußt, als wenn er eine demokratische Verfassung empfahl und gleichzeitig alles Parteiwesen verbannt wissen wollte. In der That wünschte er einmal die Einsetzung von Friedensmännern, die danach streben sollen, „diese Benennungen der Bigi (Anhänger der Medici), der Bianchi und der Arrabiati abzuschaffen, welche ein Unglück sind für unsre Stadt.“ Er beklagt die Parteiumtriebe, die jedesmal bei den Wahlen gemacht werden. Da laufen, ruft er aus, Viele in der Stadt umher und theilen Zettel aus, auf denen geschrieben steht, daß man den oder den nicht wählen solle. Das Volk solle aber nicht darauf achten, sondern nach Ueberzeugung seine Stimme einzig denjenigen geben, welche die tauglichsten und würdigsten seien. Er selbst rühmt sich einmal gegen den Papst, daß er die Parteien unterdrückt und die Eintracht in der Stadt hergestellt habe. Allein höchstens in einzelnen Augenblicken mochte sich Savonarola dieser Täuschung hingeben. Das Parteiwesen

konnte durch eine Verfassung, welche die Bürgerschaft zum Souverän machte, am wenigsten unterdrückt werden, und gerade die Vermischung von Politik und Religion, der theokratische Charakter, den Savonarola der Republik aufdrückte, mußte die Leidenschaften nur noch mehr erhitzen. Man erkennt dies aus der populären Literatur, die sich in diesen Partekämpfen entwickelte, aus den politischen Broschüren, die damals von dem einen Lager in das andere geschleudert wurden und deren Mittelpunkt Savonarola ist, der das eine Mal als ein wunderthätiger Heiliger, das andere Mal als gemeiner Betrüger erscheint. Dieses Treiben mußte selbst denen bedenklich sein, die in Savonarola wirklich den untadelhaften Reformator verehrten. Es ist doch bezeichnend, daß kaum nach Feststellung der Verfassung schon zu Anfang des Jahres 1495 eine Signoria im Amt ist, die gar wenig Sympathien für Savonarola hat, und ein Gonfaloniere, der Klage darüber führt, daß der Mönch sich in die Angelegenheiten der Regierung mische. Der Haß der Gegenpartei gegen ihn stieg rasch dermaßen, daß er schon im Juli desselben Jahres dem Papst schreibt, er könne nicht mehr ausgehen ohne bewaffnete Begleitung. Im December des folgenden Jahres predigt er, daß man die Feinde aus dem großen Rath vertreiben und die Anzahl der Mitglieder auf die Gutgefinnten beschränken müsse, und als Valori, anstatt diesen gewaltthätigen Rath zu befolgen, umgekehrt das Wahlrecht ausdehnt und das gesetzliche Alter für die Mitglieder vom 30. auf das 24. Lebensjahr herabsetzt, so ist die Folge die, daß die sittenlose Jugend der Arrabiati, die sogenannten Compagnacci, welche die geschworenen Feinde der Reformen Savonarola's sind, in den Rath dringt. So wenig ist durch die neue Verfassung die Republik im Sinne Savonarola's gesichert, daß im März und April 1497 ein Anhänger der Medici zum Gonfaloniere gewählt wird, und als ein Versuch Pietro's, dies zu benutzen und mit Hilfe seiner Anhänger die Stadt wiederzugewinnen, scheitert und seine Partei unterliegt, sind es nicht die Piagnonen, sondern die Arrabiati, welche im Mai ans Ruder kommen. Von da an werden die Anschläge dieser Partei immer frecher, es kommt zu Tumulten und die Signoria erwägt bereits, ob nicht die Ordnung am besten durch die Ausweisung des Mönchs wiederherzustellen sei. Zwar kommen wieder die Piagnonen obenauf, aber nicht auf die Dauer, und als die Republik anfängt in den Streit Savonarola's mit dem Papst verwickelt zu werden, schmilzt die Partei immer mehr zusammen. Auch Verehrer desselben mochten sich sagen, daß seine Agitation, anstatt den Frieden dauernd zu sichern, ihn vielmehr erschwerte, und es waren sicher nicht die schlechtesten Patrioten, in deren Namen in der Pratica vom 30. März 1498, als über die Feuerprobe debattirt wurde, Girolamo Rucellai die Worte sprach: es scheine ihm, daß von dieser ganzen Angelegenheit viel zu viel Aufhebens gemacht werde. Das Wesent-

Grenzboten I. 1869.

liche sei, daß man das Frate und Nicht-Frate, Arrabiato und Nicht-Arrabiato beseitige und endlich einmal dafür Sorge, die Eintracht in der Stadt herzustellen. Wenn man glaube, daß dies durch eine Feuerprobe geschehen könne, so möge man die Mönche getrost nicht bloß ins Feuer, sondern auch ins Wasser, in die Luft und in die Erde gehen lassen; wenn aber nicht, so solle man sich um die Stadt kümmern und nicht um die Mönche.

Wie Ebbe und Fluth geht es einige Jahre mit der Popularität des Mönchs auf und nieder. Sieht man genauer zu, so steht sie immer in Wechselwirkung mit den politischen Schicksalen der Stadt. So oft eine große Gefahr droht, die Republik von der Zahl ihrer Feinde erdrückt zu werden scheint, oder im Innern Noth und Seuche ganz unerträglichem Grad erreicht, so umdrängt Alles angstvoll den bewährten Propheten, der diese Strafen vorausgesagt, der jetzt allein helfen kann, er wird bestürmt, die Kanzel zu besteigen, auch ein Verbot des Papstes wird in solchen Augenblicken für Nichts geachtet, in den herauschenden Worten des Frate sucht die Menge Trost, und wenn nun, wie bei damaliger Art der Kriegführung und bei der Unzuverlässigkeit der Bündnisse häufig vorkam, eine jener plötzlichen Wendungen eintritt, welche der bedrängten Republik wieder Luft schafft, so sind die Anhänger des Frate, der geholfen hat, wieder allmächtig in der Stadt. Lange ließ der Rückschlag nie auf sich warten.

Florenz war fast diese ganze Zeit über in einer anscheinend verzweifeltsten Lage. Anders als zu Lorenzo's Zeiten, dessen geschickte Diplomatie vom Mittelpunkt aus die anderen Mächte der Halbinsel im Schach gehalten hatte, war die Stadt seit Pietro's Vertreibung das Ziel des vereinigten Hasses Aller, Gegenstand ewiger Befehdung von Seite Neapels und Mailands, Venedigs und Pisas, des Papstes und des Kaisers, und nur die Zwietracht und Interessenverschiedenheit dieser Liga ließ die Republik immer wieder ihren Gefahren entrinnen. Die Motive dieses Hasses waren zusammengesetzter Art. Florenz war auf keine Weise dazu zu bringen, vom französischen Bündniß abzustehen und der nationalen Liga beizutreten, die im März 1495 zur Aufrechthaltung der Integrität Italiens und zur Vertreibung der Barbaren geschlossen wurde. In der Freundschaft des Königs von Frankreich sah die Republik die einzige Garantie ihrer Unabhängigkeit, und sie ließ von ihm nicht, auch als er sich fortwährend aufs Treulosste gegen sie benahm, auch dann nicht, als die Liga ausdrücklich die republicanische Staatsform anerkennen wollte, wenn Florenz beiträte, ein Versprechen, dem die Florentiner allerdings mit gutem Grund nicht trauen mochten. Pietro trieb sich fortwährend bei den feindlichen Heeren herum, obwohl es Niemand mit seiner Einsetzung rechter Ernst war. Denn Moro selbst streckte die Hand nach der Republik aus und auch Borgia suchte eine Gelegenheit, für seine Söhne im

Trüben zu fischen, während es Venedig einzig um die Herrschaft im Hafen von Pisa zu thun war. Allein der tiefste, unverföhnlichste Haß von Papst und Fürsten galt neben diesen selbstsüchtigen Motiven doch der Existenz der Republik selbst. Nicht nur war hier ein italienisches Fürstenthum durch das Volk gestürzt, sondern diese Republik trat auch durch den Mund ihres Propheten unverhohlen propagandistisch auf: Staat und Kirche sollten auf neuen Grundlagen aufgebaut, die ganze Welt sollte von Florenz aus erneuert werden. Es war in der That, als ob der ganze Haß, mit welchem sich die italienische Tyrannis des 15. Jahrhunderts beladen, hier endlich zum Ausbruch gekommen wäre und sich vorläufig in der Republik Savonarola's eine Form geschaffen hätte um von da aus die Tyrannis überhaupt aus der Welt zu schaffen. Das Papstthum aber fühlte sich von diesem Haße in zwiefacher Weise getroffen, denn es hatte an den Gräueln des Fürstenthums Theil wie an den Gräueln der Kirche. Und nun sieht man, wie Savonarola mitten inne stand in diesem Principienkampfe, den die Republik zu bestehen hatte. Wenn die Republik das Ziel der allgemeinen Anfeindung war, so war es in doppeltem Maße derjenige, der die Freiheit gegründet hatte, der als ein Bote Gottes die Florentiner immer wieder anfeuerte und die Gebeugten aufrichtete, der unausgesetzt wider die Tyrannen und wider die Laster der Prälaten predigte und der nicht aufhörte, den König von Frankreich zur Erneuerung der Kirche über die Alpen herbeizurufen. Man wußte: wenn es gelang, den Mönch zu beseitigen, so hatte man den Nerv der Republik getödtet. In Florenz fühlte man die Solidarität der Republik mit ihrem geistigen Haupt. Aber das Gefühl stumpfte sich allmältig ab, als der persönliche Einfluß Savonarola's schwand. Als ihnen der Mönch im Innern eine Last geworden war, wollten sie ihn auch nicht mehr nach Außen vertreten. Macchiavelli sagt in seiner kühlen Weise: er ging zu Grunde mitten in seiner neuen Verfassung als das Volk nicht mehr an ihn glaubte.

In diese Verhältnisse muß man sich versetzen, um den Streit Savonarola's mit dem Papste zu verstehen. Es ist das Verdienst Villari's, die politischen Motive dieses Streits in ihr volles Licht gesetzt zu haben, auf welche übrigens Savonarola selbst immer wieder zurückkommt.

Es waren die Arrabiati, welche vom Jahr 1495 an den Mönch wegen seiner Ausfälle auf die Kirche, auf die Prälaten und Fürsten Italiens beim Papst und bei Ludovico Moro denuncirten. Ende Januar des genannten Jahrs befehlt der Papst dem Mönch nach Lucca zu gehen, dieser will gehorchen, doch legt Borgia der Sache noch keine Wichtigkeit bei und auf die Bitte der Zehn läßt er sich bewegen, den Befehl zurückzunehmen. Gleich dieser Vorgang machte auf Savonarola einen tiefen Eindruck. Er gewann die Ueberzeugung, daß der Papst nur aus politischen Gründen jenen geist-

lichen Befehl ertheilt habe, und wenn nun dieser seine eigenen Anordnungen so leicht nahm, daß er sich nicht lange bitten ließ, sie selbst wieder zurückzunehmen, so begann sich Savonarola die Frage vorzulegen, ob er verpflichtet sei, solchen Befehlen überhaupt unbedingten Gehorsam zu leisten.

Diese Frage sollte in kurzer Zeit praktisch werden. Die Arrabiati erneuern ihre übertreibenden Denunciationen und ein Breve vom Juli lädt mit hinterlistiger Freundlichkeit Savonarola bei der Pflicht des Gehorsams nach Rom ein. Dieser entschuldigt sich mit schweren körperlichen Leiden, die ihm die Reise, aber auch ferneres Predigen verbieten, und er verspricht somit Schweigen. Der Papst nimmt die Entschuldigung an, wiederholt aber im September die Einladung nach Rom, diesmal unter der Anklage falscher Lehren, die jedoch nicht näher bezeichnet sind. Savonarola ist fest entschlossen, nicht zu gehorchen, er fährt fort zu predigen und er faßt jetzt den bestimmteren Gedanken, daß nur durch die Absetzung dieses Papstes, der sein Amt durch die schmächtigste Simonie erschlichen, die Erneuerung der Kirche herbeigeführt werden könne. Dabei mußte er sich unterstützt durch eine starke Partei im Cardinalscollegium, die, den Cardinal Giuliano della Rovere, den nachmaligen Papst Julius II., an der Spitze, bei Karl VIII. die Berufung eines Concils zu diesem Zweck betreibt. Savonarola redet noch nicht öffentlich davon, aber er wendet sich gleichfalls wiederholt an den König von Frankreich, um ihn zu diesem Schritt zu bewegen. Ein drittes Breve vom November legt dem Mönch Stillschweigen auf, der durch heftiges Predigen gegen Pietro von Medici den Papst abermals aufs Aeußerste aufgebracht hatte. Ein Gutachten, das sich dieser inzwischen über Savonarola's Lehren erstatten ließ, fiel jedoch ganz zu dessen Gunsten aus und so ließ sich der Papst durch erneute Bitten aus Florenz bewegen, Savonarola die Erlaubniß zum Predigen für die Fasten von 1496 wieder zu ertheilen.

Von nun an bringt Savonarola seinen Streit mit dem Papst offen auf die Kanzel. Er behauptet seine Rechtgläubigkeit, behauptet aber, daß, wenn die Kirche im Dogma unfehlbar sei, doch Niemand deshalb die Verpflichtung habe, jedem beliebigen Befehl, der vom Papst komme, zu gehorchen. „Der Papst kann mir Nichts befehlen, was der christlichen Liebe oder dem Evangelium widerspricht. Ich glaube nicht, daß er es jemals wird thun wollen; aber wenn er es thäte, so würde ich zu ihm sagen: in diesem Augenblick bist Du nicht Hirt, nicht römische Kirche, sondern Du irrst.“ Und der Fall ist bereits eingetreten, wo der Widerstand zur christlichen Pflicht wird. Denn Savonarola ist sich bewußt, daß er nur aus politischen Haffe verfolgt wird, daß man in ihm nur die Republik tödten will, daß seine Entfernung aus Florenz der Freiheit und der Religion selbst zum Schaden gereichen würde.

So geht der Streit weiter, mit immer größerer Bitterkeit auf beiden

Seiten. Der Papst wiederholt die alten Mittel und erfindet neue, um Savonarola, die Seele der florentiner Politik, unschädlich zu machen. Er will das Kloster von San Marco, dessen Unabhängigkeit er selbst genehmigt hat, wieder in seinen früheren Verband der lombardischen Congregation einfügen, ein Mittel um Savonarola beliebig nach anderen Orten schicken zu können. Aber der Prior von San Marco antwortet mit einem Protest. Der Papst gebietet ihm aufs Neue zu schweigen. Aber die Signoria selbst dringt, als das Vaterland wieder in Gefahr ist, in ihn durch seine Predigt den Muth des Volks aufrechtzuhalten. Der Papst will das widerspännstige Kloster unter einen von Rom abhängigen Vicar stellen. Aber auch dagegen protestirt der Prior, denn der Papst kann Nichts verordnen, „was gegen die christliche Liebe und das Heil unserer Seelen streitet.“ Endlich als die Arrabiati am Ruder sind, läßt der Papst die Excommunicationsbulle los, es folgen endlose Verhandlungen zwischen den Behörden und dem Papst, dieser droht mit dem Interdict, mit Repressalien gegen die florentiner Kaufleute in Rom, in Florenz wird man verdrießlich, man hat mit dem Papst noch über andere Dinge zu verhandeln, z. B. über die Besteuerung der geistlichen Güter, wozu man den guten Willen desselben braucht. Kurz, es läßt sich leicht voraussehen, wie schließlich der Streit enden wird. Die Sache des Mönchs und das Wohl der Republik sind nicht mehr identisch, fallen nicht mehr in dieselbe Wagschale. Wird Savonarola geopsert, so bleibt doch die Ehre der Republik damit gewahrt, daß man ihn nicht nach Rom ausliefert, sondern in der Stadt selbst richten läßt!

Man kann über den Charakter dieses Streits nicht im Zweifel sein. Anstatt ein Principienkampf im höchsten Stil zu sein, schrumpft er im Grund zu recht bescheidenen Dimensionen zusammen. Nicht Glaube und Vernunft, Autorität und Freiheit sind die Mächte die sich messen: es ist vielmehr eine ganz persönliche Angelegenheit, eine Frage der Disciplin. Es werden Savonarola wohl zuweilen Irrlehren vorgeworfen, aber sie werden nicht näher bestimmt; sobald die Anklage untersucht wird, zerfällt sie in Nichts, und der Papst beharrt nicht auf ihr. Es ist einfach der Ungehorsam, warum dieser so erbittert auf den Dominicaner ist. Noch in seiner letzten Anklage, dem Breve vom März 1498, schreibt er an die Florentiner: „wir verdammen ihn nicht um seiner Handlungen willen, die gut sein mögen, sondern wir verlangen, daß er herkomme und wegen seines unerträglichem Hochmuths um Verzeihung bitte, und werden ihm dieselbe gern gewähren, sobald er sich uns reuig zu Füßen wirft.“ Die Befehle des Papstes aber hat Savonarola mißachtet, weil er den politischen Charakter der ganzen Verfolgung erkennt und darum keinen Gehorsam schuldig zu sein glaubt: „Sie wollen die Verfassung ändern, wollen einen Tyrannen einsetzen und kümmern sich nicht darum, ob die

gute Sitte darüber zu Grunde geht, die mit unserer Lehre wächst und mit ihr stirbt. Wer also unsere Lehre bekämpft, der streitet wider die evangelische Liebe und ist in Wahrheit ein Ketzer.“ Er behauptet, daß der Papst irren könne, und beruft sich dafür auf die zahlreichen Widersprüche päpstlicher Entscheidungen. Aber gleichwohl ist er von einer Antastung der höchsten Autorität des Papstes weit entfernt. „In seiner Eigenschaft als Papst kann er allerdings nicht irren, weil er dann nothwendig seine Pflicht thut; wenn er aber irrt, so ist er nicht mehr Papst, und wenn er etwas Irriges befiehlt, so ist er nicht mehr Papst. „Aber, Frate“ — so wirft er sich selbst auf der Kanzel ein — „der Papst ist Gott auf Erden und der Stellvertreter Christi. Das ist wahr, aber Gott und Christus befehlen, die Brüder zu lieben und Gutes zu thun. Wenn Dir also der Papst etwas befiehlt, was die christliche Liebe verletzt, und Du dem Befehl folgst, so gibst Du damit zu erkennen, daß Dir der Papst mehr gilt als Gott.“

Die katholischen Schriftsteller versichern, daß diese Sätze durchaus nicht wider die Rechtgläubigkeit verstoßen, daß sie sich aus Thomas von Aquino und anderen Vätern belegen lassen und daß auch die Versuche, ein Concil ohne Wissen und selbst wider den Willen des Papstes zu Stande zu bringen, noch nichts Ketzerisches seien. Das mag sein; allein damit ist eben constatirt, wie Viel noch fehlte, daß Savonarola bis zur principiellen Bestreitung der päpstlichen Autorität fortschritt. Eine innere Ahnung steigt ihm auf, daß das Gewissen der höchste Richter der menschlichen Handlungen sei, er fühlt in der Tiefe seines religiösen Gemüths, daß man Gott mehr gehorchen müsse als dem Papst, er ist sich bewußt recht zu handeln, indem er dem Papst den Gehorsam verweigert. Allein wer entscheidet, wenn das religiöse Gemüth sich in solchem Conflict befindet! Woher das Recht, zu sagen: diese oder jene Handlung des Oberhauptes streitet wider die Religion? Und wie stimmt zu der Freiheit, die er in gutem Glauben sich nimmt, das Gelübde des Klosterbruders? Das sind Fragen, zu welchen Savonarola nirgends vordringt, vor der letzten Consequenz scheut er zurück, er bleibt immer nur beim einzelnen Fall, wo er sich im Recht weiß, er wagt es nicht, den Satz von der absoluten Freiheit des religiösen Subjects, das unmittelbar mit Gott verkehrt, zu verkündigen, und erst mit diesem Satze war das befreiende Wort der Reformation gesprochen.

Der langwierige Streit mit dem Papst konnte nur dazu beitragen, die Stellung Savonarola's in Florenz selbst zu untergraben. Diese persönliche Angelegenheit, die nicht von der Stelle rückte, wurde ihnen verdrießlich, vollends als ihre politischen Interessen mit hineingezogen wurden. Dennoch ist der rasche Fall Savonarola's vollständig nur zu erklären aus dem eigenthümlichen Charakter der Frömmigkeit, welche seine Predigt geweckt hatte

und mit welcher er eine Zeitlang das neue Staatswesen erfüllt zu haben schien. Hier ist vollends die Klust in die Augen springend, die den italienischen von den deutschen Reformatoren trennt. Diese wandten sich an das Erlösungsbedürfniß des menschlichen Herzens, Savonarola an die Phantasie eines leicht entzündlichen Volks. Es ist ein Gegensatz, der auf die tiefste Eigenthümlichkeit der Nationalitäten zurückgeht. Denn der Südländer scheint für die Religion überhaupt schwer zugänglich zu sein, außer von Seiten der Phantasie und noch in unsern Tagen zeigen die Zustände in Italien, daß es einen phantasielosen Gottesdienst nicht erträgt. Darin lag nun die Stärke der reformatorischen Predigt Savonarola's, wie ihre Schwäche. Es erklärt sich daraus die dämonische Gewalt, die er über die Gemüther besaß, die wunderbare Raschheit der sichtbaren Erfolge, der glühende Enthusiasmus, der im Lauf weniger Monate das ganze Aussehen der Stadt verändert. Aber ein heimlicher Verehrer der alten Götter mag wohl den Processionen der Piagnonen spöttisch nachgeblickt haben mit dem Wort: es hat Alles seine Zeit. Auch der Enthusiasmus hat seine Zeit. Nicht lange vermag er sich auf künstlicher Höhe zu halten, die Flamme verzehrt sich rasch in sich selbst, die Mittel, so wirksam einen Augenblick, nützen sich ab, unaufhörlich müssen sie erneuert werden, sie steigern sich zum Fanatismus, zum Wahnsinn; schließlich tritt doch der unvermeidliche Rückschlag ein und der Vergötterte selbst muß erfahren, welche Kraft der durch ihn geweckten Flamme innewohnt.

Die Predigten Savonarola's sind selbst ein untrüglicher Maßstab für die Tiefe der religiösen Bewegung in Florenz. Schon im Januar 1495 klagt er über Anfeindungen, über den Undank der Florentiner. Im Juli d. J. donnert er gegen die Laster der Stadt, gegen die Tänze, das Spiel das Fluchen, den Ehebruch, als ob sich Nichts geändert hätte. Immer wieder dieselben Strafgerichte ruft er über die sündige Stadt herab. Im Jahr 1497, als die Gegenpartei ans Ruder kommt, scheint der sittliche Zustand der Stadt ziemlich derselbe wie zuvor und was von Frömmigkeit bei der zusammenschmelzenden Partei vorhanden ist, beginnt jetzt seine innerste Natur zu zeigen. Man glaubte an den Wundermann — wie, wenn ihm die Wunder versagen? Er selbst verliert sich, als sein Schicksal sich verwickelt, in die letzten Consequenzen des religiösen Fanatismus. Er schreibt sich zwar mit der Gabe übernatürlicher Gesichte nicht auch die Gabe zu, Wunder zu thun, aber er ist doch überzeugt, daß Gott, um die Sache seines Propheten zu bezeugen, erforderlichen Falls ein Zeichen thun wird. Er ruft ein sichtbares Strafgericht vom Himmel auf sich herab, wenn seine Lehre nicht von Gott sei. Er fordert damit seine Gegner heraus, ein Wunder, wo nicht von ihm, doch an ihm zu erwarten, und die Folge ist jener Versuch der Feuerprobe, der sein Schicksal beschleunigt. Die Seinigen selbst werden von

diesem Augenblick stutzig. Man beginnt an seiner göttlichen Sendung zu zweifeln. Als auch während des Processes und der Folterung kein Wunder geschieht, ist der Spott wieder obenauf. Selbst seine Brüder, die Mönche von San Marco, werden irre, neben rührenden Beweisen ausdauernder Treue steht die Thatsache des Abfalls, und es ist doch zugleich ein Zeugniß gegen Savonarola selbst, daß auch seine nächsten Schüler und Vertrauten jenen superstitiösen Glauben an ihn theilen, der jetzt nothwendig in Stücke gehen muß. Das Jammervollste in dieser ganzen Jammergegeschichte ist, wie die Mönche von San Marco, während ihr Prior die unsinnigsten Qualen erduldet, sich förmlich von ihm lossagen und jenes schmäbliche Schreiben an den Papst richten, das mit den Worten schließt: „Möge es Ew. Heiligkeit genügen, den Urheber und das Haupt aller Irthümer, Fra Girolamo Savonarola, in Händen zu haben. Treffe ihn, wenn es eine solche gibt, die Strafe, welche seiner Ruchlosigkeit entspricht; wir verirrtten Schafe lehren zu dem wahren Hirten zurück.“

Aber noch mehr. Dem Märtyrer selbst wird die phantastische Seite des Prophetenthums, die er krankhaft in sich ausgebildet hat, schließlich verhängnißvoll. Musterhaft hält er aus in dem Proceß, der mit allen Mitteln der Bosheit und Grausamkeit gegen ihn geführt wird, siegreich weiß er jeden Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit zurückzuweisen, ohne Wanken bekennt er sich zu den Ideen, die er auf dem Concil zu verwirklichen gedachte. Auch in seinem politischen Leben ist er sich keines Fehls bewußt. Aber in Einem Punkt beginnt er zu straucheln. Er wird über seine Prophetengabe zur Rede gestellt, er soll Antwort geben auf die Frage, ob er ein Prophet sei. Hundertmal hatte er auf der Kanzel diese Frage bejaht und sich auf die Erfüllung seiner Weissagungen berufen; aber jetzt, da er den Richtern und sich selbst nüchterne, klare Rechenschaft ablegen soll, wird er irre, er verliert die Einheit seines Bewußtseins, verwickelt sich in Widersprüche, in traurige Sophismen, er gesteht und leugnet, betheuert und schwört ab, und bitter rächt sich jetzt jene phantastische Ueberzeugung, indem er selbst das Bild seines Martyriums trübt, das die Nachwelt gern als ein makelloses im Gedächtniß trüge.

Und was ist nun übrig vom Werke des Reformators, als seine Asche im Arno verstreut ist? Die Sitten der Florentiner werden, nachdem die künstliche Aufregung vorüber, im Ganzen nicht besser und nicht schlechter gewesen sein als vor seiner Predigt. Die Anläufe zu einer Kirchenreform haben sich zu schwach erwiesen. Einen einzigen praktischen Vorschlag hört man aus dem immer wiederholten Ruf einer Erneuerung der Kirche heraus: den Vorschlag eines Concils; allein auch über die Aufgabe eines Concils bekommt man immer nur unbestimmte Andeutungen zu hören, mit Ausnahme der

einzigsten Forderung, daß Borgia abgesetzt werden müsse. Es ist wohl ein reformatorischer Drang in Savonarola's Verkündigungen unverkennbar, er hat die Ahnung, daß eine Wendung in den Schicksalen der Kirche nahe sei. Aber bei ihm ist doch nirgends ein lösendes Wort, ein greifbarer Anfang, eine klare Einsicht in das, was der Kirche Noth thut. Ein dauerndes Werk scheint er in seiner Verfassung den Florentinern hinterlassen zu haben. Sie bleibt nach seinem Tode aufrecht mit der einzigen noch von ihm selbst empfohlenen Abänderung, daß der Gonfaloniere auf Lebenszeit ernannt wird. Allein wie die Verfassung schon bei seinen Lebzeiten nicht hindert, daß die gegnerischen Parteien zur Herrschaft gelangen, so vermag sie auch die Freiheit nicht zu retten, als 14 Jahre nach dem Tode Savonarola's durch die politischen Verhältnisse die Medici in die Stadt zurückgeführt werden. Noch ein Mal erlebt dann die Republik eine kurze Nachblüthe, noch einmal leistet in ähnlich gespannter, die Einbildungskraft herausfordernder Lage das Andenken des Dominicaners dieselben Dienste, die einst sein lebendiges Wort geleistet. Christus wird wieder zum König der Florentiner ausgerufen, die Piagnonen sind die herrschende Partei, und derselbe religiöse Enthusiasmus behielt wieder die Vertheidigung der Republik gegen das anrückende Heer von Papst und Kaiser. Aber diese von Geschichtschreibern und Dichtern vielgefeierte Vertheidigung von Florenz ist nur der letzte Todeskampf der Republik. Mit der Einnahme der Stadt durch die Kaiserlichen im Jahre 1530 ist Freiheit und Verfassung für immer verloren. Wie konnte man auch an eine Ausrechterhaltung der Republik denken, in einer Zeit, da bereits — Machiavell sein Buch vom Fürsten geschrieben hatte!

Machiavell und Savonarola! Bedeutet nicht das vielberufene Buch des florentiner Staatssecretärs den schroffsten Bruch mit dem politisch-religiösen Ideal des Dominicaners? Ist es nicht aus der gründlichen Verzweiflung an den überlebten republicanischen Kleinstaaten heraus geschrieben, in welche sich die Kraft der Nation bis zur Unmacht zersplittert hatte! Und doch ist dieses Buch aus den Reihen der Volkspartei selbst hervorgegangen, verfaßt von einem Mann, der unter der Republik Savonarola's gedient und seine Schule gemacht, aber freilich von Anfang an nüchterner über ihn geurtheilt hat als alle Anderen. Fünfzehn Jahre nach dem Tod des Propheten gestand die Republik, daß sie selbst nicht mehr an sich glaube.

In seiner praktischen Laufbahn hat Machiavelli die verschiedensten Wege einer Rettung von Florenz und Italien aufgesucht. Durch die furchtbare Ueberzeugung, die in ihm gereift ist, hält er sich nicht für entbunden, bald auf diesem bald auf jenem Weg zu versuchen was ihm gerade möglich scheint. Er rath das eine Mal dem Papst, sich an die Spitze aller italienischen Staaten zu stellen und sein moralisches Ansehn aufzubieten, um der Welt den Frieden

zu dichten. Wir sehen ihn der Reihe nach mit der Volkspartei sich verschwören wider die Medici, einen Compromiß versuchen zwischen Beiden und wieder die Partei der Medici ergreifen. Außerhalb der Parteien stehend hat er es schließlich mit allen verdorben. Aber in jenem in der Einsamkeit gereiften Werk, das er verborgen hielt so lang er lebte, zeigt er sich von zwei großen Ideen erfüllt, denen die Zukunft gehörte. Ihm zuerst ging wieder der Gedanke auf von einem gemeinsamen italienischen Vaterland, zu dessen Befreiung von der Fremdherrschaft alle, geradezu alle Mittel erlaubt sein müssen, und warum nicht die Gewalt und das absolute Fürstenthum, nachdem an den Freistaaten und einzelnen Fürstenthümern die Nation elend zu Grunde gegangen ist? Und was ist denn der letzte Grund dieser unseligen Zersplitterung, die das Land zur Beute der Barbaren macht? Nichts Anderes als die weltliche Herrschaft des Papstthums im Herzen Italiens. Denn das Papstthum ist nie so mächtig geworden, um den übrigen Theil Italiens zu erobern, und nie so schwach, um nicht durch Anrufung eines Fremden sich gegen den zu schützen, der in Italien zu gewaltig geworden wäre, und so hat Italien niemals zur Einheit, sei es in Form der Republik oder der Monarchie, gelangen können. Und indem nun Macchiavelli Zeuge des furchtbaren Verfalls der Kirche ist, hofft er Rettung nicht von ihrer Erneuerung, sondern davon, daß ihre Aufgabe der Staat übernimmt: er verkündigt die Autonomie des Staatsbegriffs.

An Macchiavelli gehalten ist Savonarola doch nur ein romantischer Träumer gewesen. Er wollte zurückführen und conserviren, was seinen Halt im Bewußtsein der Gegenwart verloren hatte. Auch sein Ideal war noch einmal auf die Vereinigung der beiden Mächte gegründet, die eben jetzt definitiv auseinandergingen. Denn während Macchiavelli den Staat vollends der Domäne der Kirche entzog, in derselben Zeit griff Luther die Reform derselben von Seite der Religion an: eine Theilung der Arbeit, die jenen mittelalterlichen Idealen für immer ein Ende machte.

Wilhelm Lang.

### Vor dem Treffen von Langensalza.

Offenes Sendschreiben an den Archivrath Dr. Knoke über die Ereignisse vor der Schlacht von Langensalza. Von Camillo von Seebach. Gotha, Perthes 1869.

Diese Schrift des Staatsministers von Coburg-Gotha ist zunächst veranlaßt durch die Verleumdungen und ungerechten Angriffe, welche die Haltung des Herzogs bei den Verhandlungen vor jenem Treffen wieder-